Priester ist in seiner freiwilligen Ehelosigkeit die Verkörperung des Grundsatzes: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“. Durch das Opfer, das er mit dem Verzicht auf Ehe und Familie auf sich nimmt, pflanzt er die Opferbereitschaft für das Gemeinwohl auch den Kreisen ein, aus denen er selbst hervorgegangen ist und unter denen er arbeitet. Es sind jene Kreise, in denen, wie die obige Untersuchung gezeigt hat, das Heldentum der Lebensbereitschaft auch heute noch blüht.

Umschau

36

Gottes Ehre und des Menschen Würde

In seiner unlängst erschienenen Schrift „Die Kirche und die Kirchen“ („Theologische Existenz heute“ Heft 27; München 1935, Chr. Kaiser) rührt Karl Barth an die tiefste Frage aller Religion. Es ist die Frage nach dem letzten und grundlegenden Verhältnis Gottes zum Menschen und des Menschen zu Gott. Ausgehend von den Darlegungen in Calvins Katechismus über Ziel und Ende des Menschen, erläutert er die Worte des Genfer Reformators, daß die wahre und richtige Erkenntnis Gottes nur diejenige ist, in der ihm die ihm gehörige und geschuldete Ehre erwiesen wird, kurz, aber sehr bedeutsam dahin: „Gott ehren heißt ganz schlicht, Gott Gott sein lassen“ (S. 32).

Das ist nun freilich keine neue, unerhörte Wahrheit. Jeder katholische Katechismus belehrt uns über die Pflicht, Gott als Gott und Herrn zu ehren; auch das Exerzitienbüchlein geht von der Ehrfurcht gegen Gott aus, um so das rechte Fundament für die religiöse Lebenshaltung überhaupt zu legen. Aber die Formulierung Barths kann uns doch behilflich sein, tiefer in den Sinn einer Wahrheit einzudringen, die uns zwar von Jugend auf in den Ohren klingt, deren Gehalt und Tragweite zu erschöpfen wir hienieden gleichwohl niemals fertig werden.

Gott ehren oder Gott Gott sein lassen, heißt die objektive Seinsordnung anerkennen, die in Gott ihren Grund hat, heißt in der logischen Welt und der religiös-sittlichen Welt das Rangverhältnis der Werte bewußt und freiwillig herstellen, das in der ontologischen Welt unabhängig von unserer Erkenntnis und unserem Willen besteht. Gott ist der

Herr, der höchste, unumschränkte Herr, von dem alles Sein und Leben stammt, und der alles Sein und Leben nach seinem Willen lenkt; wir sind seine Geschöpfe, die nur ein von ihm geschenktes Sein und Leben haben, seiner Führung unterworfen sind und stets seines Befehles gewärtig sein müssen. Wir sind wie der Ton in der Hand des Töpfers (Is. 64, 8) und haben von Gott unsere Bestimmung und unser Schicksal entgegenzunehmen.

Das Übertreffende in allem Weltgeschehen ist daher nicht der Mensch oder irgend eine Veranstaltung Gottes nach außen, sondern immer und überall der heilige, ewige Gott, „der da war, und der da ist, und der da kommt“ und wegen seiner großen Herrlichkeit, von der Himmel und Erde voll sind, einzig würdig ist, zu empfangen den Ruhm und die Ehre und die Macht (Offb. 4, 8 11). Nicht der Mensch ist das Maß aller Dinge, sondern Gott ist der Mittelpunkt, um den unser Leben kreisen muß, ohne daß der Versuch gestattet wäre, ihn menschlichen Interessen und Wünschen dienstbar zu machen. Die Verneinung dieses Herrscherrechtes Gottes, die Aufkündigung des dem Geschöpfe obliegenden Gehorsams macht eben das Wesen der (schweren) Sünde aus (Sir. 10, 14 15).

Gott Gott sein lassen heißt also, dem Götzendienst der eigenen Ehre entsagen und jeden Krampf des Größenwahns ablegen oder abwehren, der wie Gott sein will (1 Mos. 3, 5) und in der Hinnahme und Erfüllung der sittlichen Normen als göttlicher Gebote eine Bedrohung der Menschenwürde und eine Verfälschung der wahren Ethik sieht; heißt vielmehr, sein ganzes Sein und jeden Lebensbereich vorbehaltlos Gott unterordnen und sich somit ohne Widerrede, ohne geheimen

Stolz, Groll oder Trotz in die Rolle des Geschöpfes fügen. Geschöpflichkeit aber umschließt nicht nur die Tatsache der Abhängigkeit, sondern auch die ganze Summe von Flüchtigkeit, Hinfälligkeit und Unzulänglichkeit des Lebens, von Gesundheit und Krankheit, von Freud und Leid, von Glück und Unglück, die lange Kette von oft unbegreiflichen und kaum tragbaren Fügungen und Heim-suchungen. In alledem Gott gelten und walten lassen, seinen heiligen Willen als höchstes Gesetz anbeten und vollziehen und sich dabei immerfort in lebendigem Vertrauen überzeugt halten, daß Gott allein groß und gut ist und seine Vor-sehung weiser und weiter ist als alle menschliche Einsicht und Voraussicht, das bedeutet Gott die Ehre geben und seine wahre Stellung vor Gott und zu Gott einnehmen. Das ist in der Tat eine große Verherrlichung Gottes, wenn der Mensch in der bittersten Trübsal unter Tränen betet: „Gerecht bist du, o Herr, mit allen deinen Werken; alle deine Wege sind Erbarmen und Wahrheit, und gerechtes, wahrhaftes Gericht hältst du bis in Ewigkeit“ (Tob. 3, 2).

Gott Gott sein lassen, heißt endlich den Blick nicht verschließen vor dem Abgrund der Schuld und in der Zerknirschung des Herzens „aus der Tiefe“ zu ihm rufen, damit er in unverdienter und unverdienter Erbarmung uns Verzeihung gewähre und seine Gnade schenke, indem wir uns überzeugt halten, daß niemand vor ihm bestehen kann, wenn er unserer Missetaten gedenken will. Gottes Heiligkeit zerschmettert jeden Stolz des Unheiligen, und er widersteht jedem, der sich vor ihm und gegen ihn erhebt; aber er richtet den Reuevollen aus dem Staube auf und setzt ihn wieder in seine Kindesrechte ein, mag er auch in trauriger Gottesferne sein väterliches Erbe schimpflich vergeudet haben. Gott ist eben größer als unser Herz (1 Joh. 3, 20), und seine Barmherzigkeit geht über alle seine Werke (Ps. 144, 9). Der Abgrund der Schuld ruft nach dem Abgrund der göttlichen Huld; ja Gott erscheint uns Menschen nie so groß und preiswürdig, so göttlich wie in der Rechtfertigung des Sünders.

Wer die rechte Mitte zwischen der An-maßung der Gottgleichheit und der Zermürbtheit der Ohnmacht gefunden hat,

ist zu jener innern Gleichgewichtslage gelangt, die einzig dem Geschöpfe zu-steht. Wir nennen sie in der Sprache des Christentums Demut. Demut ist weit davon entfernt, irgend eine Verstellung, Künstelei oder Selbsterniedrigung zu sein; sie ist das geschöpfliche Echo auf die Größe Gottes, sie ist Wahrheit und beruht auf Wahrheit. Wer aber die rechte Ordnung zu Gott nicht anerkennen will, wer den höchsten, maßgeblichen Wert (summum bonum) in etwas anderes setzt als Gott, der unternimmt den frevelhaften Versuch, Gott zu entthronen; er gleicht dem Irrstern, der seine Bahn verloren hat, und wird zur innern Lüge, zum Zerrbild seiner selbst, da er sich von dem Wesensgesetz alles Geschaffenen entfernt hat (vgl. Joh. 8, 44). Denn gegen die innere Unwahrhaftigkeit und Geschwollenheit des Geschöpfes ist die vorwurfsvolle Frage wie ein durchdringendes Schwert gezückt: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Wenn du es aber empfangen hast, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ (1 Kor. 4, 7.) Während der Demütige in seiner gewollten Hinordnung auf Gott eine unzerstörbare Mitte des Friedens besitzt, aus der ihn keine Gewalt der Erde, keine Not und Bedrängnis vertreiben kann (Ps. 61, 6), während er, unabhängig von den wechselnden Tagesströmungen und dem schwankenden Urteil der Menschen, gleichsam an der Festigkeit und Unerschütterlichkeit Gottes selbst teilhat, wird der Stolze, der sich wider Gott aufbäumt, von einer beständigen Unruhe umgetrieben, gegen die es keine Sicherung gibt. Daher das Wort des Herrn: „Die Gottlosen haben keinen Frieden“ (Is. 48, 22).

Freilich genügt es nicht, die Ehrung Gottes in bloßen Gedanken und Worten zu vollziehen. Die eigentliche Bewährung für die Echtheit der demütigen Gesinnung ist die Tat. Zufrieden sein mit den empfangenen oder verweigerten Gaben und Gnaden, mit dem gütigen oder herben Geschick, gewissenhaft bei Lob und Tadel den wichtigen oder bescheidenen Posten verwalten, auf den die Vorsehung uns gestellt hat, kein Amt erstreben, dem wir nicht gewachsen sind, und an kein Amt uns klammern, dessen Pflichten wir nicht mehr erfüllen können, das heißt die Sache vor die eigene Person stellen und damit Gott die Ehre geben.

Das ist stilles, aber unverfälschtes Heldentum, und eben weil es Heldentum ist, darum gibt es so wenige wirklich sachlich eingestellte Menschen. Aber die entschiedene Hinordnung auf die Ehre Gottes, dieses im höchsten Sinne objektive Gut, erzieht zu solcher innern Überlegenheit über die kleinlichen, persönlichen Rücksichten, macht das Herz weit, frei und froh, und so läßt sich in Wahrheit hier anwenden, was in der Friedensvotivmesse gesagt wird: „Deo servire regnare est“ (Gott dienen heißt herrschen).

Gott die Ehre geben, will auch besagen, ihn als Schöpfer und Herrn in der Weise gelten lassen, wie er uns in der Natur und als Urheber unseres Heiles begegnet. Er selbst hat den Menschen mit Eigenkräften, mit Verstand und freiem Willen ausgestattet; er behandelt ihn deshalb weder wie einen toten „Klotz“ noch wie einen „Hohlraum“, sondern als ein lebendiges, eigenständiges Wesen, das für seinen guten oder schlechten Willen selbst verantwortlich ist und auch bei seiner Rechtfertigung und Heiligung positiv mitwirken soll. Ohne diese freie Mitwirkung des Menschen würde das durch Gottes Gnade geschenkte Leben aufhören, ein sittliches Gepräge zu tragen und ein dem Menschen entsprechendes zu sein; es wäre keine frei erwiesene Ehrung Gottes. Die Allmacht Gottes und die Freiheit des Menschen, die beide auch von der Heiligen Schrift bezeugt werden, müssen bestehen bleiben, wenn wir Gott, dem Schöpfer der Natur und der Übernatur, in der rechten Weise die Ehre geben sollen. Wohl fordert die Ehre Gottes den Verzicht auf die Selbstherrlichkeit und die Selbstgerechtigkeit des Menschen, aber sie widerspricht auch einer jede Selbstbestimmung des Menschen ausschließenden Alleinwirksamkeit Gottes; denn die Alleinwirksamkeit Gottes, die für menschliches Verdienst, aber auch für menschliche Schuld keinen Raum läßt, führt folgerichtig schließlich dahin, den Grund der Sünde in Gott zu sehen und ihm damit die denkbar größte Unehre anzutun. Das anerschaffene Maß von Freiheit und Selbstbestimmbarkeit muß daher gewahrt bleiben und macht es unmöglich, aus dem Heilsprozesse die Mitwirkung des geschaffenen Ich verschwinden zu lassen. Gott selbst hat die

Ordnung aufgestellt, in dem er mit seinem Geschöpfe zusammenwirkt, und diese heilige Ordnung, die gewiß von undurchdringlichen Geheimnissen umwittert ist, gilt es in Dankbarkeit und Demut zu verehren.

Damit schwindet die echt lutherische Besorgnis, die Anerkennung von sittlich-religiösen Fähigkeiten und Verdiensten im Menschen sei eine Beeinträchtigung der göttlichen Majestät oder der Heilsgnade Jesu Christi. Es wird ja dem Menschen keinerlei Fähigkeit oder Verdienst unabhängig von Gott oder gar gegen Gott zugeschrieben. In unübertrefflicher Kürze sagt Augustinus (De doctr. christ. 1 c. 32; ML 34, 32): „Weil Gott gut ist, sind wir“; und Thomas von Aquin bemerkt mit Recht: „Es ist nicht aus Gottes Ungenügen (insufficientia), daß er den Geschöpfen Wirkkräfte verleiht, sondern aus seiner vollkommenen Fülle, die hinreichend ist, allen mitzuteilen“ (Quaest. disp. de spirit. creaturis a. 10 ad 16). Und hinsichtlich des übernatürlichen Heilswerkes erklärt das Konzil von Trient: „Fern sei es, daß der Christ auf sich selbst sein Vertrauen und seine Ehre gründe und nicht auf den Herrn, dessen Güte gegen alle Menschen so groß ist, daß nach seinem Willen das ihre Verdienste sind, was seine eigenen Gaben sind“ (Denzinger, Enchiridion n. 810).

Gott die Ehre geben, heißt schließlich, den Gedanken weit von sich weisen, als ob die Ehrung Gottes gleichsam auf Kosten des Geschöpfes erfolgte. Wenn wir die Worte lesen, daß Gott alles seiner selbst wegen geschaffen hat (Spr. 16, 4) und als ein „eifernder“ Gott seine Ehre keinem andern geben wird (2 Mos. 34, 14; Is. 48, 11), so kann in unserem Geiste leicht die Vorstellung von einem göttlichen Egoismus auftauchen, der nach Art schrankenloser Herrscher zum eigenen Vorteil seine Geschöpfe ausbeutet. Eine solche Vorstellung verkennt den abgrundtiefen Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Schaffen. Gott, der unserer Güter und auch unserer Ehre nicht bedarf, kann niemals wirken, um uns irgend etwas zu nehmen und sich zu bereichern; er kann nur schenkend und sich offenbarend von seiner Vollkommenheit den Geschöpfen mitteilen. Wie die Sonne den Gestirnen nichts nimmt, wenn sie von dem emp-

fangenen Lichte widerstrahlen, so noch viel weniger Gott seinen Geschöpfen, wenn sie Nachbilder seiner Größe sind und dadurch seine Ehre verkünden. Darum bezeichnet der hl. Thomas Gott allein als „äußerst freigebig“ (solus maxime liberalis), weil nicht ein Nutzen für sich, sondern nur die eigene Güte ihn zum Wirken bewege (S. th. 1, q. 44, a. 4 ad 1). Die Hinordnung auf Gott, der wesenhaft Urgrund und Endziel alles Geschaffenen ist, die Gottverbundenheit ist also nicht eine Erniedrigung oder Beraubung des Menschen, sondern begründet und erklärt seine Würde, seinen Adel und sein Glück. Aus Gott geboren und für Gott bestimmt, soll der Mensch, wiewohl ein endliches Wesen, doch nur von dem unendlichen Gott ganz erfüllt und beglückt werden können. Indem aber der Mensch als Geschöpf Gottes unabdingbar auf dessen Ehre hingeordnet ist, erlangt er zugleich gegenüber seinen Mitmenschen den unverlierbaren Eigenwert der freien Persönlichkeit, so daß er niemals als bloßes Mittel zu irgend einem irdischen Zwecke betrachtet und verwandt werden darf.

Nietzsche, der seinen Zarathustra die ebenso törichten wie vermessenen Worte sprechen läßt: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein! Also gibt es keine Götter“, gesteht an einer andern Stelle („Die fröhliche Wissenschaft“ Nr. 285) den ganzen Jammer eines Lebens ohne Gott. Aber er sucht sich mit folgendem Vergleich zu trösten: „Es gibt einen See, der es sich eines Tages versagte, abzufließen, und einen Damm dort aufwarf, wo er bisher abfloß: seitdem steigt dieser See immer höher. Vielleicht wird gerade jene Entsagung (der Verzicht auf Gott) uns auch die Kraft verleihen, mit der die Entsagung selber ertragen werden kann; vielleicht wird der Mensch von da an immer höher steigen, wo er nicht mehr in einen Gott ausfließt.“ Das heißt, die Sache auf den Kopf stellen. Die Seele ohne Gott ist vielmehr ein See, der zum Austrocknen verurteilt ist, weil er der Zuflüsse von den Firnen der Ewigkeit entbehrt (Jer. 2, 13; 17, 13).

Der Mensch ist nicht ein Bergwerk, aus dem zur Ehre Gottes alles Gold und Silber herausgeholt wird, so daß eine Entleerung und Aushöhlung eintritt, sondern umgekehrt: erst die Hinordnung

auf Gott gibt dem Menschen seinen wahren Wert und bringt den Edelgehalt seines gottverliehenen Wesens zum vollen Leuchten, während er ohne Gott dem Irrtum und der Verkümmern preisgegeben ist und sein Leben jeden Sinn verliert. Wenn Dante (Convivio IV c. 12) es das höchste, von der Natur selbst eingepflanzte Verlangen aller Wesen nennt, zu ihrem Ursprung zurückzukehren, so spricht er damit die große Wahrheit aus, daß der Mensch seine Vollkommenheit und sein Glück nur finden kann, indem er Gott dem Herrn sich bewußt unterordnet, ihm die Ehre gibt. Nur die Ehre Gottes verbürgt dem Menschen Friede und Würde.

Max Pribilla S. J.

Forderungen und Ergebnisse einer urchristlich-antiken Religionsvergleichung

Unter der religiösen Umwelt des alten Christentums darf man sich, auch wenn man dabei zunächst nur das hauptsächlichliche Verbreitungsgebiet der neuen Religion, das römische Imperium, im Auge hat, nicht einseitig den kaiserzeitlichen Synkretismus vorstellen. Dieser Begriff umfaßt jedenfalls zunächst die bunte Welt der Ostkulte: die bilden aber nur einen Teil der damaligen Religionen, allerdings einen recht bedeutsamen und im 3. Jahrhundert wenigstens ausschlaggebenden. Daneben war in den verschiedenen Provinzen des römischen Imperiums als wichtiges Religionsgut immer noch der angestammte Volksglaube für sich und selbständig in Geltung; namentlich war dies in den ländlichen Gegenden der Fall. Auch die Philosophie wahrte für die gebildeten Schichten, diesen Begriff recht weit genommen, immer noch eine hohe Bedeutung als selbständige Quelle der religiös-weltanschaulichen Urteilsbildung, so widerstreitend auch die Antworten auf die letzten Fragen lauteten. Gerade in der Kaiserzeit beginnt übrigens eine Vereinheitlichung des philosophischen Weltbildes, indem der Neuplatonismus die Führung mehr und mehr an sich reißt. An vierter Stelle ist der Kaiserkult zu nennen. Seine gedanklichen Unterlagen sind bei aller Anknüpfung auch an mythische Vorstellungen doch wieder recht eigengeartet. Er wird mehr und mehr

die verbindliche Religion des römischen Staatsbürgers und schiebt sich mit seinen unwürdigen Anforderungen an die Unterwürfigkeit der Untertanen unter die vergöttlichte Majestät der Kaiser unheilvoll in den Vordergrund der tatsächlich verlangten religiösen Betätigung.

Die heutige religionsvergleichende Betriebsamkeit hat sich nun leider vielfach das vorgefaßte Beweisziel gesteckt, die angebliche Verschuldung des Christentums gegenüber seiner Umwelt darzutun, ja eine rein natürlich-genetische, von der Offenbarungstatsache absehende Ursprungsdeutung der christlichen Religion vorzulegen. Wer nicht durch die Hemmung solch vorgefaßter Untersuchungsziele behindert ist, wird sich den freien Blick bewahren, um neben den Übereinstimmungen die konkreten und weit überwiegenden Unterschiede zu sehen. Auf jeden Fall darf man, um Christentum und antike religiöse Umwelt vergleichend zu beurteilen, an keinem der vier erwähnten großen Anschauungskreise vorbeigehen, auch wenn man die Begegnung von Christentum und zeitgenössischem Heidentum zunächst nur unter einer Rücksicht darstellen will, etwa der des religiösen Denkens, und in zweiter Linie erst des Kultes, der sich ja nicht reinlich vom Bereich des Glaubens scheiden läßt.

Noch ein anderes wissenschaftliches Erfordernis erweitert den einzubeziehenden Stoffkreis: Oft muß auf entlegene Anfänge zurückgegangen werden, weil das für die Wertung sehr erwünschte religionspsychologische Verständnis eigenartiger Religionsbefunde sonst vielfach kaum zu gewinnen ist. Selbst letzte Fragen der Religionswissenschaft müssen bei diesen Vorstößen nach den Anfängen hin gestreift werden, so etwa die Frage nach dem Ursprung des Mehrgötterglaubens, von dem die griechische und die römische Religion ja nur besondere Ausprägungen darstellen. Weit über den Rahmen der zunächst zur Erörterung stehenden religionsgeschichtlichen Erscheinungswelt hinaus greifen auch andere nicht zu umgehende Fragen, wie die nach der Entstehung und geschichtlichen Wandlung der bedeutsamen Gestalt der Muttergöttin und des Wachstumsheros.

Der genetischen Darstellungsweise

muß aber ebenso für die christliche Seite des Stoffes ihr volles Recht gewahrt bleiben. Es sind ja zunächst die ältesten Ausdrucksformen des christlichen Dogmas, die in den Umweltraumen hineingestellt werden sollen. Ihre neutestamentliche Einkleidungsweise wirkte auf die sprachliche Form der ältesten Versuche einer Zusammenfassung des wesentlichen christlichen Lehrinhaltes sichtlich ein. Es ist aber nicht erlaubt, die verschiedenen Farben der einzelnen neutestamentlichen Quellen, die eigentümlich synoptische Darstellungsweise und Erkenntnisstufe einer christlichen Grundwahrheit und die paulinische oder johanneische Weise der Wiedergabe und Ausbildung des gleichen Gedankens, ohne weiteres zu vermengen. Bei Paulus und Johannes ist zudem auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie auf die heidnische Gedankenwelt, mit der sie in so enge Fühlung treten mußten, bei der sprachlichen Fassung ihrer Botschaft in ganz anderer Weise Rücksicht nahmen als etwa der Verfasser des ersten Evangeliums. Aus diesem Grund allein schon muß die Darlegung der christlichen Lehrgebiete, die dem Vergleich mit dem zeitgenössischen heidnischen Religionsgut ausgesetzt werden sollen, in der Form offenbarungsgeschichtlicher Abrisse gegeben werden. Besonders drängt diese Forderung, wenn es sich um so wichtige Grundbegriffe handelt wie Logos, Geist, ewiges Leben, natürlich auch bei dem vom Herrn so langsam und vorsichtig enthüllten Plan seines Heilstodes und seiner Kirchengründung, beides Lehrstücke, die in allen apostolischen Schriften, zumal aber bei Paulus, tief und reich beleuchtet und entfaltet werden¹.

Als Gliederungsgrundlage wählten wir in unserem Buche das Apostolische Symbolum. Gewiß wurde dadurch die Darbietung, die wesentlich geschichtlich sein will, auch in etwa in das Systematische gewendet. Auch gewann die

¹ Die soeben umrissene Aufgabe, die Glaubenswelt des alten Christentums mit den religiösen Grundanschauungen seiner Umwelt zu vergleichen, stellten wir uns in dem zweibändigen Werk: *Der christliche Glaube und die altheidnische Welt* (Leipzig 1935, Hegner. Geb. M 44.—).